

Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

MANUELA MÜLLER

Die Jugend malt wieder Hakenkreuze

VON DER RADIKALISIERUNG
EINER GENERATION

TROPEN

Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden einige Namen, persönliche Details sowie Orte verändert.

Tropen
www.tropen.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten
Cover: Zero-Media.net, München, Pinselstriche: © FinePic®, München
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-608-50298-5
E-Book ISBN 978-3-608-12652-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Für meine Kinder, Nichten, Neffen
und die Kinder meiner Freunde.

Garagen

Das erste Hakenkreuz hätte ich fast übersehen, obwohl es direkt vor meiner Nase auftauchte.

Ich ging mit meiner Tochter und dem Hund spazieren. Es war ein trüber Winternachmittag, der Wind pfiff. Wir trugen dicke Jacken und Mützen, selbst der Hund hatte keine Lust. Er lief dicht bei uns mit gesenktem Kopf.

Vor buttercremefarbenen Einfamilienhäusern standen Rosenstöcke. Sie waren in Jute gepackt. Die Hecken waren auf Maß geschnitten, die Schornsteine dampften. Hinter den Dächern zeichneten sich die Hügel des Erzgebirges ab. Wenn ich erklären muss, warum ich nie weggezogen bin, warum ich immer noch in der sächsischen Provinz lebe, habe ich drei Argumente. Erstens, ich kenne hier jeden Baum. Zweitens, das Bauland ist billig. Drittens, mein Vater wohnt hier und meine besten Freunde auch.

Wir liefen durch eine dieser alten Garagenanlagen, der ganze Osten ist voll davon. Grau in grau kleben sie aneinander wie aufgeblähte Hundehütten, jede für sich kaum breiter als ihr braunes Holztor, durch das einmal ein Auto passte. Man glaubte die Trabis noch zu riechen, die längst verschwunden sind. Vor den Toren wuchs gelbes Gras in hohen Büscheln. Es fahren heute kaum noch Autos hinein in die Garagen, die zu klein sind für moderne Autos. Außerdem stehen hier drin jetzt Omas alte Möbel.

Meine Tochter blieb stehen und zeigte auf eine graue Wand. »Ein Hakenkreuz«, sagte sie.

Das Ding war fett und schwarz. Es hätte auf einem Schreibblock Platz gefunden, wie sie ihn in der Schule benutzte.

»Oje«, erwiderte ich. Mir fiel nichts Besseres ein. Ich wusste nichts zu sagen. Wir liefen weiter, schauten uns die Wände an und die Holztore, die vollgesprüht waren mit krakeligen Buchstaben. »Fuck you«, »ACAB«. Hass in bunter Graffiti-Schrift.

»Da ist noch eins«, sagte meine Tochter und schaute mich an.

Das zweite Hakenkreuz war so groß wie die Wahlplakate, die an den Straßenlaternen pappten. Die Linien schwarz, zart und sehr gerade. Ich weiß nicht, wie lange die Hakenkreuze schon dort waren. Ich fror, wollte nach Hause. Wir liefen weiter, dachten nicht mehr daran. Ein halbes Jahr später war da noch ein drittes.

Das waren sicher keine Kinder. Kinder sprühen keine so perfekten Linien, in dieser Dimension waren sie zu groß für Kinderhände, für einen Streich.

Als Kind fürchtete ich mich vor dem Hakenkreuz. Es stand für etwas Böses, von dem ich so gut wie nichts wusste und von dem die Erwachsenen seltsam sprachen. Es machte mir Angst, so wie schwarze Leichenwagen mir Angst machten, als ich noch klein war. Sie bereiten mir immer noch ein flaues Gefühl im Bauch, so wie Hakenkreuze mir immer noch ein flaues Gefühl bereiten.

Ich erinnere mich nicht mehr, wo ich zum ersten Mal im Leben ein Hakenkreuz sah. Ich glaube, es waren die Kritzeleien meines Banknachbarn in der Schule. Bis dahin kannte ich nur das Wort. Mein Banknachbar war kein Nazi. Wir wussten gar nicht, was das sein sollte: ein Nazi. Wir waren viel zu

jung. Neun vielleicht oder zehn. Älter nicht, Grundschule. Einfach so zeichnete er das Ding mit blauer Tinte auf sein rosafarbenes Löschblatt, er muss es irgendwo aufgeschnappt haben. Weil er keine Ahnung hatte, wie man die Haken malt, sah es aus wie ein merkwürdig verdrehter Seestern.

Diese Kreuze hier waren präzise. Gerade Striche, ordentliche Proportionen. Das müssen Jugendliche oder Erwachsene gewesen sein. Menschen, die die Bedeutung des Zeichens kannten. Die lange genug in der Schule saßen, um zu wissen, was dahintersteckt.

Meine Tochter war gerade vierzehn geworden. Sie wusste, dass die Demokratie aus demselben Landstrich stammt wie das Gyros. Die Griechen hatten sie lange vor Christus erfunden, genau wie die Olympischen Spiele. Das kam in Geschichte dran. Sie lernten Jahreszahlen auswendig und Namen. Neun nach Christus: Schlacht im Teutoburger Wald. 1618 bis 1648: Dreißigjähriger Krieg. Aber von den Verschwörungserzählern vor unserer Haustür, die, seit das Coronavirus zwei Jahre lang in Deutschland wütete, montagabends ein paar hundert Meter von der Schule entfernt ihre Wut auf Barbershops und Berlin ins Mikrophon plärrten, war in ihrem Gymnasium nie die Rede. Jedenfalls nicht in ihrer Klasse.

Es gibt kein Schulfach, das behandelt, wie Menschen in unserer Nachbarschaft die Demokratie abschaffen wollen. Was es gibt: zu wenig Lehrer. Jahrzehntelang wurden kaum welche ausgebildet. Nun fehlen sie. Alle wissen, dass sich Schule verändern muss. Niemand tut etwas, das man merken würde. Die Lehrpläne, die Fächer sind vollgestopft und alt. Es fehlt Platz für Neues. Schulen wären ein guter Ort, um über die dunklen Dinge zu sprechen, die hier vor sich gehen. Denn die Schule ist der einzige Ort, der jeden Menschen erreicht. Ein mächtiger Ort mit mächtigem Programm. Aber

wenn niemand das Bedrohliche erklärt und widerlegt – wer verteidigt dann unsere Demokratie?

Das dritte Hakenkreuz an den Garagen entdeckten wir Monate später, als unser Spaziergang wieder durch die verwilderte Anlage führte. Ein schmaler Trampelpfad zwischen Bäumen und Sträuchern, schmal genug, dass die Zweige unsere Arme berührten. Es war ein heißer Sommerabend. Im kniehohen Gras zirpten friedlich die Grillen. Es roch nach Bratwurst. Vor einer der Garagen saßen junge Männer auf Campingstühlen, die einen Grill angeworfen hatten und Bier tranken. Wir grüßten, sie grüßten zurück. So macht man das hier, wo wir leben. Wir liefen an dem Riesenhakenkreuz vorbei und an dem kleineren, die Sonne hatte ihre schwarze Farbe bereits ausgebleicht.

»Wieder eins«, sagte meine Tochter. Es befand sich auf der schmalen Mauer zwischen zwei Garagentoren, direkt auf Kopfhöhe.

Ich lebe in Zwickau, mitten in Sachsen, und stamme aus der Gegend. Robert Schumann wurde hier geboren und Max Pechstein. Wir hatten einen berühmten Komponisten und einen berühmten Maler zu bieten. Aber es spielt keine Rolle, ob ich in Zwickau oder Chemnitz lebe. Das ist Zufall und egal. Von Berlin und Hamburg aus ist das hier sowieso alles Chemnitz. Das ist kein Klischee. Das höre ich oft, wenn ich Kollegen aus der Großstadt treffe. Sie reden immer von Chemnitz, obwohl ich sage, dass ich in Zwickau lebe.

Ich möchte meiner Stadt keinen Stempel aufdrücken. In anderen Städten ist es nicht viel anders als hier. Die Hakenkreuze sind nicht Merkmale eines bestimmten Ortes, sondern Symptome einer Krankheit, die ganze Landstriche in Deutschland befallen hat. Ostsachsen, Westsachsen, Sachsen. Ostdeutschland. Deutschland. Stört sich mehr als achtzig

Jahre nach Kriegsende wirklich niemand am Kennzeichen der Massenmörderpartei eines monströsen deutschen Diktators namens Adolf Hitler? Haben wir uns an Verrohung und Hass gewöhnt?

»Wer macht sowas?«, fragte meine Tochter.

»Keine Ahnung.«

Hatte ich auch nicht.

Am nächsten Tag rief ich die Polizei an. Eine Beamtin nahm ab. Ich sagte, ich wolle ein paar Hakenkreuz-Schmierereien melden. Die Polizistin sagte, ich müsse ins Revier kommen oder ich könnte im Internet Strafanzeige erstatten. Das ginge nicht am Telefon. Als sie mir ihre Spielregeln erklärt hatte und ich antwortete, dass ich lieber alles, was ich wüsste, gleich mündlich durchgeben würde, lachte sie laut und hart. Ich fühlte mich vorgeführt. Ich holte Luft.

»Warum lachen Sie?«, fragte ich. Sie wurde still.

Ich sagte, dass ich an ihren Streifendienst gedacht hätte, der ja sowieso draußen Runden fährt. Warum konnte sie meine Meldung nicht aufschreiben und weitergeben, was ich zu sagen hatte? Wo wir doch gerade schon miteinander redeten? In welchem Gesetz steht, dass es verboten ist, einem Bürgerhinweis nachzugehen?

Eine halbe Stunde nach unserem Telefonat stand ich mit zwei Polizisten im Garagenhof. Es war heiß, sie schwitzten in ihren gestärkten Uniformen und den schwarzen Schutzwesten, die sie über den Hemden trugen. Die Polizisten waren sommergebräunte Hünen mit kantigen Gesichtern und knurrten mich an, als hätte ich die verbotenen Zeichen hingeschmiert. Einer schnauzte, warum ich das jetzt erst meldete, wenn ich schon länger davon wusste. Ich fühlte mich schuldig. Ich war einfach hier entlanggelaufen, so wie alle anderen auch, die mit ihren Hunden Gassi gehen, spazieren,

vor den Hakenkreuzen stundenlang sitzen und Bratwürste grillen. Die hier jeden Tag, vielleicht trotzdem noch, ihre Autos unterstellen.

Die Polizisten holten eine Farbdose aus dem Kofferraum und übersprühten alles mit Pink. Sie erzählten mir, dass sie damit eigentlich Unfälle markieren. Nun sei die Dose fast leer, sagte der eine vorwurfsvoll und schüttelte sie, als sei das ein Beweis und alles meine Schuld.

Einen Tag später lag in meinem Briefkasten ein fünfseitiger Brief aus dem Polizeirevier. Ich sollte genau beschreiben, was das Graffiti abbildete, das ich gesehen hatte. Er frustrierte mich. Ich hielt ihn für den schlechten Witz einer inkompetenten Behörde. Der Brief verschwand in der Küche zwischen Rechnungen und Payback-Werbeschreiben. Irgendwann füllte ich ihn aus und steckte ihn in den Postkasten. Ich wollte keinen Ärger.

Ich hätte noch andere Orte erwähnen können, an die Hakenkreuze gezeichnet wurden. Eine Straßenlaterne zum Beispiel. Sie steht auf dem Fußweg mitten in einem kleinen Wohngebiet, durch das ich manchmal mit dem Rad fahre. Die Gegend ist wie gemalt. Einfamilienhäuser, Bäume, Wiesen, am Horizont die Ausläufer des Erzgebirges. Wenn der Himmel klar ist, sehe ich die grünen Berge, die Kuhberg heißen und Auersberg, Pöhlberg und Fichtelberg. Der Fichtelberg war mit 1214 Metern der höchste Berg der DDR gewesen. Es gibt hier immer noch Makkaroni mit Jagdwurst, Reibekäse und Tomatensoße. Sie schmecken nach 1989. Im Sommer fahren wir mit dem Fahrrad den Berg hinauf und belohnen uns auf der Strava-App mit Kudos, was aus dem Griechischen stammt und Ruhm und Ehre bedeutet. Im Winter, wenn Schnee liegt, rennen wir mit Tourenskiern und Splitboards bis zum windigen Gipfel.

An der Straßenlaterne, die ich meine, verblasste die Liebesbotschaft eines Unbekannten. Über einem faustgroßen Hakenkreuz stand »I love Hitler« auf dem Pfahl.

Ich hätte später noch einmal anrufen können, wegen der Rückseite der Garagen. Da waren noch mehr Hakenkreuze, groß, klein, mittel, übersprüht, mit frischer Farbe neu aufgetragen. Ich entdeckte sie, als die beiden Polizisten längst mit ihrer leeren Sprühdose vom Hof gefahren waren. Gezählt habe ich die Hakenkreuze von der Rückseite nicht. Ich hätte über kratzige Büsche steigen müssen, um alle zu sehen. Ich trug Flipflops und Shorts. Was sich abseits hinter dichtem Gestrüpp verbarg, nahm man von der Straße kaum wahr. Dabei konnte man an den Garagen alles ablesen. Dass es dort Ärger gibt, wo niemand hinsieht.

Ich verstand die alten Garagen als Projektionsfläche. Was überall im Land passiert, besonders im Osten, passierte längst auch hier, auf der Rückseite dieser Garagen. Die Menschen denken rechts. Und die anderen, die nicht rechts denken, reagieren hilflos. Auf die Garagen übersetzt, sieht das so aus: Die einen malen Hakenkreuze, die anderen malen noch vier Striche ran, was die Hakenkreuze zu harmlosen Gitterfenstern macht. Sie schreiben »Fuck« vor das »AfD«. Auf den Mauern hier führt jemand einen stummen Kampf um die politische Deutungshoheit. Die Waffen sind Spraydosen.

Warum?

Ich werde eine Geschichte erzählen, die abseits der Straßen passiert. Sie handelt vom ostdeutschen Alltag und einer Generation, die sich radikalisiert. Die Jugendlichen, von denen ich erzähle, suchen sich selbst. Ideologie gibt ihnen, was sie nicht haben. Klarheit, eine Struktur und eine Stimme. Rechtsextremismus gibt ihnen Identität hier bei uns im Osten, dem Frühwarnsystem unseres Landes.

Ich habe den Soziologen Ulf Bohmann besucht, der denselben Landstrich zu verstehen versucht wie ich. Bohmann arbeitet an der Technischen Universität Chemnitz, wo die Hauptredaktion meiner Zeitung sitzt, und hat Erklärungen. Das Thema, Rechtsruck im Osten, fiel ihm vor die Füße. Als 2018 auf dem Stadtfest zwei Flüchtlinge einen jungen Tischler erstachen, geriet Chemnitz weltweit in die Schlagzeilen. Rechtsextreme reisten an, demonstrierten, brüllten, reckten Schilder in die Luft. »Aufstehen gegen Messer-Gräuel«, »Lügenpresse«, »Widerstand«. Sie griffen ein jüdisches Restaurant an und attackierten Polizisten.

Meine Geschichte wird von den sächsischen Schulen erzählen und von unserem Bildungssystem. Lange hieß es, Politik gehöre an den Kaffeetisch, aber bloß nicht in die Schule. Woher kommt diese Idee? Und was hat sie angerichtet?

Wir sind die, die hinter den großen Schlagzeilen leben. Die großen Schlagzeilen überschatten das Land, deshalb werde ich hineinzoomen ins alltägliche Leben von uns Ostdeutschen in der ostdeutschen Provinz. Hier sind die Geschichten leise und wahrhaftig. Und sie setzen sich zu einem Bild zusammen, das wir nicht länger ignorieren können.

Provinz

Meine Geschichte beginnt in den Nullerjahren. Seitdem arbeite ich als Reporterin für die Tageszeitung *Freie Presse* in Chemnitz. Ich schreibe fast nie über die große Welt. Washington, Berlin, Moskau fallen nicht in meinen Bereich. Ich erzähle von der kleinen Welt, die vor meiner Haustür liegt. Aus der sich aber Stimmungen entwickeln, die bis nach Berlin, Washington und Moskau hinauf reichen. Näher kommt man als Journalist nicht ans Zeitgeschehen.

Vieles um mich herum ist provinziell, aber so ist das hier bei uns. Die meisten Kapitel spielen im westlichen Zipfel von Sachsen, wo die größten Städte Chemnitz, Zwickau und Plauen heißen. Die Städte liegen jeweils eine halbe Stunde Autofahrt auseinander an der Autobahn 72, die über hügeliges Mittelgebirge führt. Chemnitz, Zwickau und Plauen haben den Ruf, weder cool noch hip oder hübsch zu sein. Selbst die Einheimischen erzählen selten liebevoll und selbstbewusst von ihnen. Sie erzählen leidvoll und anklagend. So hört es sich für meine Ohren jedenfalls an. Ich erwische mich selbst. Wenn mich im Urlaub jemand fragt, woher ich stamme, schäme ich mich ein bisschen. Ja, leider. Ich fühle Scham statt Stolz.

Man merkt schon an den Bahnlinien, welches Pech unsere Gegend hatte. Die Züge, die von Chemnitz hinausfahren, in die große Welt, stinken nach Diesel, nach gestern. Es ist

nicht nur der Geruch. Zum Beispiel Zwickau. Hier leben fast 90 000 Menschen. Ein Dorf, von Berlin aus gesehen. Von meinem Schreibtisch aus betrachtet, bilden 90 000 Menschen fast eine Großstadt. Zwickau ist die viertgrößte Stadt in Sachsen. Manchmal fährt bloß ein Bus zum Hauptbahnhof von Leipzig, wo die modernen ICE-Züge halten. Der Bus ist die offizielle Verbindung, wenn der Regionalzug wieder einmal nicht kann, weil repariert oder ausgebessert wird. Vorn, an der Scheibe des Busses klebt ein Schild: »DB« für Deutsche Bahn. So zuckelt der Bus hundert Kilometer über die Dörfer.

Ich nehme so gut wie nie den Zug. In meiner Welt einen Zug zu besteigen ist umständlich und Zeitverschwendung. Wir leben hinter dem Mond, was die Öffis betrifft. Ein seltsames Wort. »Öffis«. Niemand sagt das hier, wir sprechen von Bussen und Bahnen. »Öffis« ist ein Großstadtwort, es passt nicht nach Zwickau und Plauen.

Manchmal stelle ich mir vor, ich befände mich als Versuchskaninchen in einem gigantischen Labor. Irgendwo sitzt ein Mensch im weißen Kittel im Bürostuhl, starrt auf eine Wand voller Monitore und beobachtet, was wir hier im Osten treiben. Im Zoo studieren Forscher das Verhalten der Affen, bei uns versuchen sich Geisteswissenschaftler und Politikwissenschaftler daran, den Ostdeutschen zu ergründen. Der Osten als politisches Versuchslabor, das mit Wucht neue politische Kräfte hervorbringt. Sie mussten bloß mit der ostdeutschen Urangst, ungerecht behandelt zu werden, hinaus in den Wahlkampf ziehen und den Mund aufreißen.

Zum Beispiel das Bündnis Sahra Wagenknecht, kurz BSW. Als linkspopulistisches Gegengewicht zur AfD, als Alternative zur Alternative für Deutschland, war das BSW gerade ein halbes Jahr alt, als es bei den Landtagswahlen in Sachsen und Thüringen die drittmeisten Stimmen abräumte. Das

BSW war ein politischer Säugling. Ein Säugling mit einer Helikoptermutter namens Sahra, die im Osten aufgewachsen war.

Was man draußen in der Republik von uns weiß? Wir jammern pausenlos, sind dauernd beleidigt, trauen uns wenig. Und wir sind natürlich undankbar. Bei uns hier in Zwickau, Chemnitz, Plauen und überall dazwischen sehen die Leute das anders. Einige glauben, sie seien nicht undankbar, sondern selbstbewusst. Sie merken, wenn sie herumbrüllen, hört man sie bis nach Berlin. Aber sie merken nicht, wie sehr sie sich selbst und alles um sie herum vergiften. Sie zerstören unser Land. Leicht lässt sich Selbstbewusstsein mit dem Furor verwechseln, der sich aus Frust, Wut und Enttäuschung speist.

Es gibt nicht den einen Osten. Der Osten, den ich erlebe, mein Osten, ist warmherzig, schüchtern und grün. Vor meinem Schlafzimmerfenster singen morgens die Amseln aus dem Haselnussstrauch und kräht der Hahn. Wenn ich Apfelmus brauche und Mehl, klingle ich mich durch die Nachbarschaft. Wir feiern Weihnachtsmarkt auf unserer kleinen Straße, mit Krippenspiel, Weihnachtsliedersingen, Bratwurst, Punsch, Losbude, Kasse des Vertrauens.

Mein Osten ist ein Reservat der Harmonie. Ich würde es gern beschützen für meine Kinder, Nichten, Neffen, für mich selbst. Aber ein Teil meiner Mitbewohner macht den Osten gerade kaputt. Er fällt auseinander nach rechts und links. Vor allem aber nach rechts.

Ich habe mir nicht ausgesucht, Zeitungstexte über Rechtsextremismus zu schreiben. Man kommt als ostdeutsche Sachsenreporterin aber nicht daran vorbei. In den Nullerjahren schickte mich meine Zeitung als junge Reporterin nach Plauen ins Vogtland. Das ist die Gegend, die in den späten

Neunzigern durch einen Nachbarschaftsstreit berühmt wurde. Eine Frau namens Regina Zindler stritt sich mit ihrem Nachbarn. Sein Knallerbsenstrauch wuchs in ihren Maschendrahtzaun, soweit ich mich erinnere. Ganz Deutschland lachte über die seltsamen Vogtländer. Diese Ossis! Der Entertainer Stefan Raab komponierte ein Spottlied über die sächselnde Frau Zindler und ihren »Moschndrohtzaun«. Es wurde ein Nummer-eins-Hit. Man kann das Video mit Frau Zindler immer noch auf YouTube finden. Ich glaube nicht, dass sie damals gefragt wurde, ob man sie und mit ihr alle sächsisch sprechenden Menschen einem schadenfrohen Millionenpublikum zum Fraß vorwerfen darf. Frau Zindler hielt dem nicht stand, verkaufte ihr Haus und zog ins anonyme Berlin.

In Plauen besaß ich jahrelang ein kleines Büro. Von dort aus lässt sich die Geschichte des Ostens gut erzählen. Als die DDR unterging, war Plauen wie ein Acker, der frisch gedüngt und neu bestellt wurde. So wie all die anderen Städte im Osten, in denen die alten Betriebe abgewickelt und neue aufgebaut wurden. Was in Plauen passierte, passierte überall. Aus Begeisterung wurde allmählich Enttäuschung. Aus Liebe wurde Gewalt.

Plauen hat eine Fratze und ein Heldengesicht. 1926 saß hier die allererste Reichsführung der Hitlerjugend. Ihr Chef war ein Nazi namens Horst Gruber. Von Plauen aus führte und lenkte dieser Horst Gruber die halbwüchsigen gescheitelten Buben und die Mädel mit den geflochtenen Zöpfen, die Adolf Hitler anhimmelten wie einen Popstar. Kurz vor Kriegsende wurde Plauen zerbombt. Die Stadt lag in Schutt und Asche.

Zwei Generationen später, im Oktober 1989, begann die Zeit der namenlosen Helden. Die meisten Deutschen glauben

heute, die Leipziger und Berliner hätten die DDR zuerst und allein totprotestiert. Aber das stimmt nicht. Die erste friedliche Großdemonstration fand im kleinen Plauen statt. Ein junger Mann schrieb Flugblätter auf seiner Schreibmaschine und rief zum Protest auf. Wenig später standen die Menschen vor dem Rathaus und brüllten, dass sie das Volk seien. Im Stadtzentrum steht heute eine riesige Kerze aus Stahl. Sie leuchtet jeden Abend blassgelb, in Erinnerung an die erste friedliche Revolution der DDR-Bürger.

Mein Büro lag im Stadtzentrum im zweiten Stock. Das Fenster zeigte auf einen versteckten Hinterhof. Ich konnte die Kerze nicht sehen, wenn ich hinausschaute. Aber ich konnte heimlich beobachten, wie der Drogenhandel mit Crystal Meth florierte. Junge Männer steckten jungen Männern winzige Tütchen zu. Nie sah ich Frauen, die sich Tütchen zuschoben. Vielleicht Zufall. Einmal kam ich von einem Termin und fand einen Nazi in unserem Hinterhof. Er lehnte an der kleinen Mauer, blutete an der Nase und war so betrunken, dass er nicht sprechen konnte. Ich kannte ihn, er lief fast täglich mit seinen Kumpels durch die Innenstadt. Er hatte sich eine schwarze Pistole auf den Hals tätowieren lassen. Ich wählte den Notruf und setzte mich neben ihn, bis der Rettungswagen kam und ihn ins Krankenhaus brachte.

In Plauen lebten mehrere Nazis, die Pistolen und Patronenhülsen auf ihre Hälse tätowiert hatten. Bis zum Beginn der Coronapandemie im Jahr 2020 war Plauen am Maifeiertag ein bundesweiter Treffpunkt von Rechtsradikalen. Am Morgen des 1. Mai spuckte die Regionalbahn regelmäßig junge Neonazis auf dem Bahnhof aus. Abgeschirmt von der Polizei, marschierten sie durch die Stadt. Ab und zu blieben sie stehen, griffen zum Megaphon und hetzten gegen die Ausländer. Egal, dass hier kaum welche lebten. Ich erinnere

mich an die hellbraunen T-Shirts, die sie beim Demonstrieren getragen haben. Es war die Farbe von Milchkaffee. Die meisten Demonstranten waren Männer. Noch am selben Abend war der Spuk vorbei. Ich weiß nicht, ab wann die Rechten keine verachteten Sonderlinge mehr waren, sondern ein Teil des Volkes. Woher kommt das?

Sachsen soll meinen Kindern ein Landstrich sein, in dem sie gern bleiben. In Berlin wird man sich fragen, ob das überhaupt noch möglich ist. Ein Leben draußen in der Wildnis, wo es wieder Wölfe gibt.

Ich wollte nie weit weg. Die Gegend fühlt sich an wie gut eingelaufene Schuhe. Nichts drückt, eigentlich. Außerdem kenne ich alle Pfade in dem Wäldchen, das vor meiner Haustür beginnt. Sonntags kurz vor sechs Uhr morgens, wenn die Hähne krähen, steige ich aus dem Bett. Schlaftrunken und voller Vorfreude. Ich stopfe eine Multivitaminbrausetablette in die Trinkflasche, einen Energieriegel ins Trikot und nehme das Mountainbike. Manchmal sind wir zu viert. Wir treten durch die schlafenden Wälder, in denen morgens um sechs noch kein Mensch unterwegs ist. Wir fahren die Hügel des Erzgebirges hinauf und hinab, passieren wilde Wurzeln und vom Regen ausgewaschene Trails, verborgen zwischen alten Eichen, Ahorn, Birken, Fichten. Gegen acht begegnet uns manchmal die Eisverkäuferin aus der Nachbarschaft mit ihren beiden großen Hunden. Labradore, glaube ich.

Im Wald, durch den ich fahre, stehen Bänke. Auf eine schrieb jemand in weißer Farbe einen gemütlichen Satz: »Setz dich hie und halt Ruh!« Das ist erzgebirgische Mundart. Der Satz lächelt in großen Buchstaben von der Lehne. Neben den Bänken wachsen Mülleimer aus dem Boden. Es kleben Sticker auf manchen, kleiner als ein Fünf-Euro-Schein. Man muss herantreten, um die Schrift zu lesen, die

nicht lächelt: »Good night, left side«, »Nationalrevolutionäre Jugend«, »Lieber Kernkraft als Flüchtlingsstrom!«. So tickt die Gegend, in der ich lebe. Hier Liebe, dort Hass. Hier grün, dort braun.